Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 4

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Paul Celans Meridian

Zu Paul Celans «Gesammelten Werken» in fünf Bänden

Dreizehn Jahre nach Paul Celans Tod in der Seine liegen seine *«Gesammelten Werke»* vor, zu früh und zu spät, wie der Celan-Spezialist Peter Horst Neumann in der *«Zeit»* (2. 3. 84) bemängelt[1]. Zu früh im Hinblick auf die Historisch-kritische Ausgabe, die unter der Leitung Beda Allemanns an der Universität Bonn erarbeitet wird; zu spät etwa für den Käufer der zweibändigen Gedichtausgabe in der *«Bibliothek Suhrkamp»* und vieler Einzeleditionen. Diese Vorwürfe scheinen mir nicht ganz irrelevant, aber doch von untergeordneter Bedeutung zu sein.

Die Herausgeber *Beda Allemann* und *Stefan Reichert* betonen, dass diese fünfbändige Präsentation von Paul Celans *«Gesammelten Werken»* kein Vorgriff auf die Historisch-kritische Ausgabe sein will. Ihr Zweck liegt darin, verstreut Publiziertes zu sammeln und mit einem handlichen Anhang leichter zugänglich zu machen. Dazu gehören die Faksimiles von Typoskripten und Handschriften, die insbesondere bei den Übersetzungen, wo Celan seine Version in den Originaltext hineingeschrieben hat, einen Blick in die Werkstatt erlauben. Dazu gehören die Lebensdaten mit den Erstpublikationen umfangreicher Übertragungen.

Begründet hat seinen Ruhm die *«Todesfuge»*, die heute zum Lehrstoff jeder Mittelschule, zu den Übungsstücken jedes Proseminars über moderne Lyrik gehört. *«Wahr spricht, wer Schatten spricht»*, so könnte Celans Devise lauten. Mit der *«Todesfuge»* widerlegte der 1920 in Czernowitz geborene Paul Antschel die berüchtigte These, dass nach Auschwitz kein deutsches Gedicht mehr möglich sei. Inhaltlich hat die Fuge mit seinem jüdischen Geschlecht, mit dem Namen, den er später umkehrte und französisch schrieb, direkt zu tun. Celans Eltern wurden 1942 in Czernowitz verhaftet und in ein Steinbruchlager in der Ukraine verschleppt, wo der Vater im Herbst desselben Jahres, die Mutter kurz darauf, im Winter 1942/1943 starb.

Das Gedicht *«Schwarze Flocken»* aus dem vom Autor zurückgezogenen und nun wieder zugänglich gemachten Band *«Der Sand aus den Urnen»* (1948) spricht davon: *«wenn die Scholle, die rosige, birst, wenn schneeig stäubt das Gebein / deines Vaters ...»* Der Titel deutet voraus auf die paradoxe Metapher *«Schwarze Milch der Frühe»* in der *«Todesfuge»*, die Paul Celan Rose Ausländers Gedicht *«Ins Leben»* verdankt. Die Autorin schreibt dazu: *«Ich habe die Metapher so nebenhin gebraucht, er jedoch hat sie zur höchsten dichterischen Aussage erhoben. Sie ist ein Teil von ihm selbst geworden.»*

Es gibt noch andere biographische Bezüge in der Elegie: die Qual des Schaufelns – Celans Erfahrungen im Arbeitslager beim Strassenbau –, die Geiger, die als einzige Habe ihr Instrument mitnahmen und in der Kommandantenvilla des Lagers «Steinbruch» zu den Orgien der Offiziere aufspielen mussten. Drei Nächte lang lagen die deportierten Juden in der «Quarantäne» unter freiem Himmel, bevor 500 Häftlinge in eine Baracke gezwängt wurden, die für 20 Leute Platz bot. Doch nicht das jüdische Schicksal macht die Grösse und Einmaligkeit von Celans Werk aus, sondern, zumindest in den frühen Arbeiten, die Sangbarkeit seiner Verzweiflung.

Das melodiöse Langzeilengedicht – Daktylen und Trochäen in freier Folge –, das sich in den Bänden *«Mohn und Gedächtnis»* und *«Von Schwelle zu Schwelle»* ankündigte und in der Fuge von der Judenvernichtung den Höhepunkt und das Äusserste an Paradoxie erreichte, ist zum Totengedächtnis einer ganzen Epoche geworden. Bis zu den letzten Zeilengerippen der Bände *«Lichtzwang»* und *«Schneepart»* bleiben die Chiffren *«Eis, «Asche», «Stein»* und *«Schnee»* Schlüsselworte des Celanschen Œuvres.

1958, als er den Bremer Literaturpreis entgegennehmen durfte, sagte der Dichter von seiner Sprache: *«Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging ... hindurch und durfte wieder zutage treten, ‚angereichert' von all dem.»* Die Celan-Forschung hat daraus eine Poetologie des Verstummens abgeleitet, gestützt durch entsprechende Formeln aus der Büchner-Preis-Rede *«Der Meridian»*. Doch die vielen Sprach- und Wort-Gedichte Celans, die den gestalterischen Akt thematisieren wie *«Mit wechselndem Schlüssel»*, sprechen alle von einer doppelten Dynamik, vom Treiben des Wortes im Schnee des Verschwiegenen: *«Je nach dem Wind, der dich fortstösst, / ballt um das Wort sich der Schnee.»* Das Wort in all seinen Nuancen und Schattierungen, als Chiffre, Metapher, Symbol, als kryptisches und unverhülltes Zitat, das Wort als vielgliedriger Tatzelwurm und als Silbenbruchstück, als *«Partikelgestöber»:* Paul Celan, in vielen Fremdsprachen zuhause, am fremdesten in der eigenen, hat es mit geradezu philologischem Kalkül eingesetzt, abgewandelt, parodiert, verstümmelt, neu legiert, neu legitimiert, ein Lautmagier in der Tradition der französischen Symbolisten.

Wenn er das Gedicht *«Einmal ...»* im Band *«Atemwende»* mit den Zeilen enden lässt: *«Eins und Unendlich, / vernichtet, / ichten. / Licht war. Rettung»*, weiss Celan, dass *«vernichten»* aus dem älteren *«ihten»*, zu etwas machen, hervorgegangen ist. Das Licht der Rettung wird gewonnen, indem er einen Laut hinzufügt. Wie dieses Musterbeispiel zeichnet sich die ganze Lyrik durch eine präzise Vieldeutigkeit, eine exakte Geometrie der Etymologien, Assonanzen und Zersplitterungen aus. Nichts überlässt dieser *«poeta doctus der Silbe»* dem Zufall, er hält die Balance zwischen Gedicht und *«Genicht»*.

In seinem 1959 entstandenen Prosatext *«Das Gespräch im Gebirg»* ist es

Paul Celan gelungen, jüdisches Schicksal und Sprachproblematik in eins zu bringen. Die Gebirgslandschaft mit dem eiskalten Bergsee und der Gletschermilch erinnert an die ersten Sätze des Johannes-Evangeliums: *«Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott.»* Die jüdischen Geschwisterkinder, die einander in der Steinwüste begegnen, bleiben ausgeschlossen vom Zwiegespräch der Dinge. Die Natur ist ihnen fremd, und sie schwatzen drauflos, um die Stille zu übertönen. Der Standort im Gebirg ist somit die Grenzzone zwischen Gerede und Ursprache, zwischen dem Genicht und dem unumstösslichen Zeugnis des Wahren. Aus dem anredbaren Gott der *«Chassidischen Botschaft»* Martin Bubers ist der schweigende Gott geworden, und mit ihm ist die Sprache der Natur verstummt, wofür als Zeichen immer wieder der *«Stein»* steht. Der Stock des Juden, Symbol der Gebrechlichkeit und der jahrhundertelangen Wanderschaft, kann ihn zum Tönen bringen. Die Elegie *«Die Winzer»* beschwört den seltenen Augenblick, da er *«durchs Stumme hindurchspricht»*.

Doch der Weg hinauf ins Gebirg ist auch ein Gang in die tödliche Einsamkeit. In der Büchner-Preis-Rede greift Celan die Stelle auf, wo es von Lenz heisst: *«nur war es ihm manchmal unangenehm, dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte»*, und er folgert: *«Wer auf dem Kopf geht, meine Damen und Herren, der hat den Himmel als Abgrund unter sich.»* Der aufrecht Gehende ist der diskursiv denkende und logisch sprechende Mensch. Im *«Himmel als Abgrund»* haben wir wohl die knappste Poetologie des Paradoxons. Wer auf dem Kopf geht, muss die Welt verkehrt sehen, um ihren Unsinn im Absurden aufzulösen. Weil er in Büchners Lenz und seinem Wahnsinn einen Schatten seiner selbst sieht, sagt Celan, er habe sich im *«Gespräch im Gebirg»* von seinem *«20. Jänner»* hergeschrieben – eine Anspielung auf den ersten Satz der Novelle.

Die Hauptleistung der *Gesammelten Werke»* liegt meines Erachtens darin, dass zum ersten Mal in zwei Bänden die Übertragungen Celans zusammen mit den Originaltexten zugänglich gemacht werden, von den Sonetten Shakespeares über die grossen russischen Lyriker der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Alexander Block, Ossip Mandelstamm und Sergej Jessenin, bis zu den französischen Zeitgenossen Michaux, Char und du Bouchet. Durch diesen Spiegel erscheint Celans Werk nicht gerade in einem neuen Licht, aber es zeigen sich neue Facetten. Einerseits wird sichtbar, aus welcher Tradition sich seine Sprache nährt; anderseits aber auch, an welchen Autoren sie sich reibt. Rimbaud, Valéry und Appollinaire gehören zum Lob des Herkommens; André du Bouchet und René Char zur eigenen, Jean Daive, für dessen *«Décimale blanche»* leider keine druckfertige Übersetzung vorlag, zur jüngsten Generation.

Bei René Chars *«Feuillets d'Hypnos»* und bei Jean Daives Gedichten fällt auf, dass mit bestimmten Manierismen der Celan-Ton angestrebt wird, dass der Übersetzer quasi sein eigenes Poem in den Originaltext hineinschreibt. Bereits Daives Titelzeile *«tous les doigts sont alignés mémorables»* erhält durch die Aufhebung des Legatos einen Celan-Rhythmus:

«Aufgereiht alle Finger, denkwürdig.» Das Partizip sorgt für einen markanten Auftakt, für Stauungen. Noch deutlicher in der zweiten Strophe. Hier werden die im Original intakten Zeilen gebrochen: *«aus- / buchstabiert; «Schlangen- / Sprache.»* Die Wendung *«au nom et à l'être détruits»* verwandelt sich in die geballten Adverbial-Komposita *«namenzerstört, seinszerstört»*.

Das sind Hinweise dafür, dass das Übersetzen in die eigene Sprache bei Celan weiter geht als nur bis zur Buchstabentreue. Nicht die sachgemässe, die persönlich originale Version wird angestrebt. René Chars Sammlung lyrischer Aphorismen, Poetizismen und Fragmente, *«Les Feuillets d'Hypnos»*, erweist sich als Steinbruch Celanscher Formeln. *«Wir irren an Brunnenkränzen entlang, denen die Brunnen entzogen wurden»*, heisst es in der Übersetzung; in Celans Text *«Gegenlicht»*, der 1949 in der Zürcher *«Tat»* veröffentlicht wurde, finden wir das verdrehte Sprichwort: *«Solange geht der zerbrochene Krug zum Brunnen, bis dieser versiegt ist.»* Unerachtet der Chronologie frappiert die Koinzidenz. *«C'est quand tu es ivre de chagrin»*, schreibt René Char, *«que tu n'as plus du chagrin que le cristal»*. Man denke daran, in wie vielen Gedichten Celans die Beziehung zwischen Kummer oder Trauer und dem Kristall als reiner Form der Dichtung hergestellt wird! Die *«Finsternis des Worts»* entspricht den *«Finsternissen todbringender Rede»*.

Zwar wird erst die historisch-kritische Ausgabe Paul Celans Lebenswerk, seinen *«Rätseldienst»* weiter erhellen, doch ist hier für die Zeit des philologischen Interregnums ein hervorragendes Instrument entstanden, das grösste Sorgfalt mit grösster Übersichtlichkeit vereint. Der mittlere der fünf Bände ist vielleicht der interessanteste. Mit den Gedichten aus dem verschollenen Erstling *«Der Sand aus den Urnen»*, mit den *«Verstreuten Gedichten»*, dem *«Gespräch im Gebirg»* und anderen Prosatexten sowie den poetologisch wichtigen Reden Celans wird er zum Scharnier zwischen den Abteilungen des lyrischen Œuvres und der Übertragungen. Hier findet sich auch die Notiz vom 26. März 1969: *«La poésie ne s'impose plus, elle s'expose»* – Die Dichtung setzt sich nicht mehr durch, sie setzt sich aus. Das ist mehr als ein Motto, ein Wahlspruch, es ist das Signum einer Existenz.

Hermann Burger

[1] Paul Celan, Gesammelte Werke in 5 Bänden, herausgegeben von Beda Allemann und Stefan Reichert, Suhrkamp Verlag 1983.

«Erzwungene Symbiose»

Über Exilliteratur und Schweizer Exil

Im Vorwort seiner Darstellung des Exils in der Schweiz stellt Werner Mittenzwei fest, als der Krieg zu Ende gegangen sei, hätten in der Schweiz etwa hundertachtzig emigrierte Schriftsteller gelebt[1]. Das Land war nach dem Anschluss Österreichs die einzige kleine Insel deutscher Sprache, auf der literarische Arbeiten ausserhalb des Zensurbereichs der Nationalsozialisten erscheinen konnten. Allerdings gilt das nur stark eingeschränkt oder gar nur theoretisch. Die Schweizer Behörden wachten darüber, dass möglichst nichts veröffentlicht wurde, was von den deutschen Machthabern als Provokation gedeutet werden konnte. Und die Emigranten hatten ohnehin Schreibverbot; der Schweizerische Schriftstellerverein meinte die Interessen seiner Mitglieder in der bewährten Art einer Zunft wahren zu müssen, was bedeutet: indem er darüber wachte, dass jede «wilde» Ausübung des Schreibgewerbes unterblieb. Immerhin gab es Kontakte zwischen Schweizer Autoren und ihren Kollegen im Schweizer Exil. Man kann dennoch nicht sagen, dass die Ausnahmesituation, die bei aller Bedrohlichkeit der Lage doch auch ihre Chancen für das Geistesleben und für den befruchtenden Austausch hätte haben können, das literarische und kulturelle Leben bereichert oder intensiviert hätte. Im Gegenteil, der Rückzug aufs Hausgemachte wurde als eine Form geistiger Landesverteidigung verherrlicht, die *«erzwungene Symbiose»* mit den Literaten und Künstlern unter den Flüchtlingen beschränkte sich auf Einzelaktionen und Einzelfälle. Es gab Redaktionen, die – der Leserschaft verborgen – Emigranten zu ihren regelmässigen Mitarbeitern zählten. Die mit *«dns»* gezeichneten Artikel in der *«Weltwoche»* zum Beispiel waren von einem geschrieben, von dem man nachher erfuhr, sein Zeichen habe *«dürfte nicht schreiben»* bedeutet. Aber alle die zahlreichen Kniffe, die es ermöglichten, dass wenigstens unterschwellig Anregung und Gespräch, Austausch und Förderung stattfanden, waren kein Ersatz für das, was da versäumt, was nicht geleistet wurde.

Es scheint, dass die Urteile über dieses Kapitel der jüngeren Schweizergeschichte gemacht sind: Bewährung nicht bestanden. Ich halte das für voreilig. Karl Jaspers hat einmal jene Geschichtsforschung für beispielhaft erklärt, die *«massvoll, konkret, nahe den besonderen Ereignissen jedes Augenblicks und sehr zurückhaltend in ihren Verallgemeinerungen»* bleibe. Es gibt aus neuerer Zeit Studien, die das Bild ergänzen und in bestimmten Aspekten vielleicht gar verändern. *Rolf Kieser,* der vier berühmte Fälle des Exils in der Schweiz untersucht und unter dem Titel *«Erzwungene Symbiose»* publiziert hat, zeigt am Beispiel Thomas Manns, Robert Musils, Georg Kaisers und Bert Brechts, dass die *«Träger einer bestimmten Geistigkeit, deren Voraussetzung jenseits der Schweizer Grenze lag»,* in der Schweiz mit den Massstäben des Vertrauten gemessen

wurden, mit unterschiedlichem Resultat[2]. Wer der Schweiz nicht von vornherein eine eigene kulturelle Identität abspricht, wird den Spuren ihrer Begegnung, ihrer Aufnahme und Ablehnung fremder Geistigkeit schon darum mit Interesse nachgehen, weil auch darin ihre Stärken und ihre Schwächen zum Ausdruck kommen. Pauschalurteile werden dabei immer fragwürdiger, obgleich man gewiss mit Kieser sagen kann, für schweizerische Begriffe sei – besonders in der Ausnahmesituation zwischen 1933 und 1945, aber auch sonst – schon immer der Geist fremd gewesen, der das konkrete Bewährte verliess und das allgemein Gültige suchte.

*

Seit kurzem liegt – als weiterer Band der sich allmählich rundenden Werkausgabe – der Roman *«Die Nacht des Tyrannen»* von *Walter Mehring* wieder vor[3]. Mehring hat die Schweiz zunächst nur als Durchgangsstation im Exil zwischen Wien und Paris betreten; sein Roman aber erschien erstmals 1937 bei Oprecht in Zürich, eine scharfsichtige und beissende Satire auf die neue Herrschaft der Trommler und der Demagogen. Sie erzählt, wie ein südamerikanischer Staat gerade noch knapp der Tyrannei des Führers der Lilahemden entgeht. Martinez Llalado – ein Name, der Stammler, Schwätzer oder Laller bedeuten könnte – wird nach einer ultimativen Unterredung mit dem senilen Staatspräsidenten durch die Schüsse eines Attentäters lebensgefährlich verletzt. Mehring erzählt Llalados Geschichte, seine Herkunft aus den Wäldern, seine primitive Agitation, die mit Erfolg darauf zählt, dass die Analphabeten und die Halbgebildeten gegen Wissenschaft und Rationalität leicht aufzuhetzen sind. Eine Zeitlang verdient er seinen Lebensunterhalt als Naturheilkundiger. Sein politischer Aufstieg gleicht dem Aufstieg des Volkstribunen und Versammlungsredners Hitler. Die Analogien sind unverkennbar, die Parallelen zur Weimarer Tragödie stimmen genau. Vielleicht hat man bisher zu sehr nur die Satire auf die Nationalsozialisten gesehen, zu wenig noch, was Mehring, der ein skeptischer Beobachter der Zeit war, auch den Sozialdemokraten und den Kommunisten mit seiner Parabel vor Augen hielt. Sie, die sich als Antifaschisten verstanden, hatten ja die Lage lange Zeit falsch beurteilt. Wenn *«Die Nacht des Tyrannen»* mit der Vermutung endet, nach dem Tod Llalados werde es wohl eine Arbeiterregierung geben, so ist es Mehrings Meinung jedenfalls nicht, dass damit die Freiheit des Menschen gerettet sei. Er hatte seine Zweifel zwischen den Ideologien, und er bezahlt dafür noch nach seinem Tode damit, dass sein Werk ein Dasein zwischen allen Stühlen fristet. Bei Mittenzwei zum Beispiel ist er gerade nur als einer unter vielen anderen erwähnt.

Der Verlag Oprecht brachte das Buch in einer Auflage von 1500 Exemplaren heraus: da konnte natürlich keine Breitenwirkung entstehen. Rezensionen erschienen vereinzelt; so recht ins Gespräch wird der kleine Roman nicht gekommen sein, obgleich er – zusammen mit *«Müller. Chronik einer deutschen Sippe»* – eigentlich eine knappe und dennoch umfassende Darstellung der Voraussetzungen und der wahren Natur dessen ist, was in

den dreissiger Jahren in Deutschland heraufgekommen war. Der Opportunist Müller, der immer genau den Ansichten huldigt, die gerade an der Macht sind, und der demagogische Emporkömmling, der sich diese Untertanenmentalität zunutze macht, ergänzen sich prächtig. Aber die Diskussion um die richtige Linie im Kampf gegen den Faschismus, wie sie unter Exilierten in Paris, in den Büros der Komintern im Gange war, hatte andere Prämissen als Mehrings Deutung der Lage und folgte einem Dogma, das Mehring so wenig wie ein anderes anerkennen konnte. Die Neuerscheinung des Jahres 1937 bei Oprecht in Zürich fand kaum besondere Beachtung.

Eigentlich verwundert, dass sich darüber nicht mehr Äusserungen, Gesprächsnotizen oder Tagebucheintragungen finden lassen. Die satirisch-nüchterne Beschreibung politischer Umwälzungen, die übersichtliche Parabel, an der man ablesen kann, wie das Freund-Feind-Schema funktioniert, hätte doch gerade in der Schweiz auf Verständnis stossen müssen. Zwischen den Emigranten und ihrer Literatur und dem damaligen Schweizer Kulturleben war ein Graben. Eine schmale Brücke, ein tragfähiger Steg bildete vielleicht das Schauspielhaus Zürich.

*

Aber da gibt es einen Fall, der die Vielschichtigkeit der Exil-Problematik erkennen lässt. In der Untersuchung von Rolf Kieser nimmt die Studie über Georg Kaiser einen besonderen Platz ein: sie zeigt, dass nicht nur die Schweizer Schwierigkeiten hatten, mit dem Fremden ins Gespräch zu kommen, sondern dass dieser sich selber im Weg stand, auch wo er bemühte Hilfe und Verständnis nachweisbar gefunden hatte. Zu seinen Bewunderern gehörte der Dramatiker Cäsar von Arx. Er sorgte für erste Unterkunft des Flüchtlings aus Berlin-Grünheide. Ausserdem hatte Kaiser begüterte Freunde in der Schweiz; er sondierte übrigens unablässig bei Zürcher und Winterthurer Mäzenen, ob sie seinen Aufenthalt und seine Projekte nicht durch materiellen Beistand fördern möchten. Dabei ging er davon aus, dass ihm als einem Ausnahmemenschen, einem genialen und unvergleichlich grossen Dichter selbstverständlich Tribut und Bewunderung geschuldet seien. Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass die Erfolge der zwanziger Jahre, die Georg Kaiser mit mehr als vierzig Uraufführungen in einem Jahrzehnt zum berühmtesten Bühnenautor gemacht hatten, der ausser in Deutschland auch in New York, Moskau, Prag, Madrid, Tokio, Rom, Warschau, Amsterdam, London, Paris, Budapest, Kopenhagen und Sidney aufgeführt worden war, muss das Selbstbewusstsein dieses Mannes befremdlich gewirkt haben. Schon vor dieser unvergleichlichen Bühnenkarriere, als er wegen Unterschlagung vom Landgericht München verurteilt wurde, sagte er von sich, er halte sich für einen exorbitanten Ausnahmefall, auf den das Gesetz nicht anwendbar sei . . .

Man kann sich unschwer vorstellen, wie Georg Kaiser auf die Schweizer gewirkt hat, bei denen er Zuflucht suchte. Er hat kein Hehl daraus gemacht, dass er in dem kleinen Land nichts weiter als *«den Friedhof des europäischen Geistes»* erblicke. Die

Kontrollen der Fremdenpolizei, die er rundweg nur als Schikanen verstand, als Verbrechen des geistlosesten Unverstandes an einem Auserwählten, empörten ihn immer aufs neue. Seine Überheblichkeit wird anderseits nicht dazu beigetragen haben, den Umgang zwischen ihm und den Ämtern erträglicher zu machen.

Aber was soll man dazu sagen, dass er auch den Schweizer Bühnen gegenüber nur Hochmut und Hohn kannte? Rolf Kieser zählt auf, welche Stücke Kaisers in Zürich und Basel gespielt wurden und wie insbesondere das Schauspielhaus sich um den Autor ernstlich bemühte. Nur blieb der Erfolg allerdings aus, und das braucht ja nun nicht die Schuld der Bühnen zu sein. Es gibt Gründe für die Annahme, in den Jahren des Exils sei Georg Kaisers Werk «aus der Zeit gefallen», und dies nicht allein des Exils wegen. Versuche, seinem dramatischen Schaffen seither eine Renaissance zu bereiten, sind ohne Erfolg geblieben. Es mutet aber geradezu schockierend an, wenn man nachliest, wie unfähig Georg Kaiser offenbar war, die einzigartige künstlerische und moralische Leistung der Equipe des Schauspielhauses Zürich wenigstens zu sehen. Wenn man seine Äusserungen durchgeht, scheint es fast, es habe sich da um die letzte Provinzbühne gehandelt. Das kann ja wohl nicht ganz stimmen. Als Georg Kaiser 1939 mit Kurt Hirschfeld im Hinblick auf die mögliche Aufführung seiner Stücke verhandelte, schrieb er an Cäsar von Arx, es sei zum Kugeln gewesen: «*Dramaturgisches Wildwestlertum. Grosser Gott – warum ist man keine Eintagsfliege.*» Und an Csokor schrieb er, das Schauspielhaus sei «*eine kleinbürgerliche Schmiere*».

Die Abneigung gegen das Gastland, die Verachtung gegenüber seiner Kultur und selbst die Überheblichkeit, mit der er seinen Schicksalsgenossen, dem Dramaturgen Hirschfeld und den Künstlern des Schauspielhauses gegenübertrat, verbieten es wohl, aus diesem Fall allgemeine Schlüsse auf das Verhalten der Schweizer gegenüber emigrierten Schriftstellern zu ziehen.

*

Über das schwierige Verhältnis der Schriftsteller und Publizisten, die zwischen 1933 und 1945 in der Schweiz Schutz vor der Verfolgung suchten, zur politischen und kulturellen Wirklichkeit der Schweiz in eben diesem Zeitraum gibt es inzwischen Dokumentationen und Darstellungen, Memoiren und Meinungen. Das Land, so Max Frisch in der «*Büchner-Rede*» von 1958, sei für sie «*nicht Loge, sondern Mausefalle*» gewesen. Das gilt nicht nur darum, weil die «*Alpenkatakombe*» (Ulrich Becher) nach der Kapitulation Frankreichs ringsum von den Achsenmächten umschlossen war. Der unfreiwilligen geistigen Partnerschaft standen innere Hindernisse entgegen. Bei Kieser zum Beispiel kann man nachlesen, was sich Robert Musil in einem Brief an Susanne Langnese gefragt hat. Woran liege es wohl, dass in der Schweiz fast niemand wisse, wer er sei? Er erwägt, ob die Fehlleistungen eines Landes wie die eines Körpers oft nur von kleinen, wichtigen aber schlecht funktionierenden Teilen abhängen, die «*das Ganze an irgendeiner Leistung verhindern können, die sonst von seiner Gesundheit zu erwarten wäre*». Vielleicht trifft diese Be-

merkung nicht nur auf die konkrete historische Situation zu, sondern auf eine besondere Disponiertheit der Schweiz. Das Organ, das in diesem Lande seinen Dienst versagt oder das nur unvollkommen funktioniert, so dass es vielleicht den gesamten Kulturkörper in seinen Leistungen einschränkt, ist am Ende gar nicht die Kasse (wie eine allzu simple Kulturdebatte suggerieren möchte), sondern jenes wache Bewusstsein, das spürt und weiss, wer der Flüchtling Robert Musil, oder allgemein: wer und was lebendiges, aktuelles, die Zeit bewegendes Schaffen sei.

Der Fall Musil eignet sich vielleicht nicht besonders gut, um das zu zeigen; auch da war ein stolzer und zudem verschlossener Mann, der verbittert konstatierte, dass die ihm zustehende Beachtung ausblieb, als er als Emigrant in diesem Lande unter unwürdigen Verhältnissen eine Zeitlang noch lebte und arbeitete, ehe ihn der Tod zum Ruhm befreite. Aber an seinem Beispiel ist nachzuweisen, wie dünn gesät die Leute damals waren, die ihn wirklich kannten, immerhin den Verfasser der *«Verwirrungen des Zöglings Törless»* (1906!), des Schauspiels *«Die Schwärmer»* (1921), der Erzählung *«Drei Frauen»* und vieler Essays und Kritiken, einen Schriftsteller von höchster Qualität. Sein Hauptwerk, *«Der Mann ohne Eigenschaften»*, war – obgleich unvollendet – nicht unbekannt. Die Neugier für das zeitgenössische Schaffen, das ja in diesem Fall so «neu» gar nicht mehr war, die Lust nach der «Musik der Zeit», wie sie in der Produktion der lebenden Schriftsteller, Maler und Komponisten zu vernehmen wäre, ist keine herausragende Eigenschaft der Schweizer. Natürlich ersparen sie sich damit manche Enttäuschung und manchen Irrtum. Aber wenn sie aus ihrer Abstinenz heraus, was nicht selten ist, gar noch den Besserwisser spielen wollen, setzen sie sich ins Unrecht. Schöpferische Menschen, Suchende, besonders auch die Jugend, die noch nicht aufs Nützliche und Erprobte eingespurt ist, sondern das Experiment sucht, die gedankliche Spekulation auch, die neue Kunst, haben es nicht leicht mit dieser Mentalität. Als man für Musil den Versuch erwog, der Unkenntnis über ihn durch einen Vortrag von Carl J. Burckhardt in Zürich vor ausgewähltem Publikum etwas abzuhelfen, zweifelte der Dichter, dass der Diplomat und Historiker, dessen Prestige in der Schweiz gross war, die Aufgabe überhaupt übernehmen werde. Musil meinte, Burckhardt setze sich nur für Sachen ein, die gerade fünf Minuten vor ihrer Mittagsstunde stünden, selbstverständlich vor allem für Historisches, bei dem *«man nicht das ganze Risiko des Diagnostikers läuft»*. Hat er ihm Unrecht getan? Es ist wohl etwas dran an der Meinung, der Schweizer, auch der intellektuelle, neige zu den sicheren Werten. Die Kunst und die Literatur, die eben erst entstehen und über die noch nicht das Urteil der Geschichte gefällt ist, kommen ihm immer ein wenig wie eine Sache für Hasardeure vor, und das sind wir nicht.

Als Künstler und Autoren in grösserer Zahl in gefährlicher Zeit den Schutz der Schweiz suchten, kam zu den materiellen und existentiellen Belastungen, die ohnehin nicht gering waren, diese Zurückhaltung gegenüber den Schöpferischen und den Ideen-Experimentatoren hinzu. Die *«er-*

zwungene Symbiose» bewirkte keine wechselseitige Förderung.

Anton Krättli.

[1] Werner Mittenzwei, Exil in der Schweiz. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1978. – [2] Rolf Kieser, Erzwungene Symbiose. Thomas Mann, Robert Musil, Georg Kaiser, Bert Brecht im Schweizer Exil. Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1984. – [3] Walter Mehring, Die Nacht des Tyrannen. Roman. Im Rahmen der Werkausgabe herausgegeben von Christoph Buchwald. Claassen Verlag, Düsseldorf 1983.

Die Immanenz der Transzendenz

Bücher zur vergleichenden Religionswissenschaft

I.

Das zunehmende, auch populäre Interesse der Gegenwart an Archäologie wie Ethnologie (samt neuerdings an Ethnosoziologie und Ethnopsychoanalyse), an Symbolik, Tiefenpsychologie und – all dies umgreifend und zusammenschliessend – an der Struktur und Geschichte der religiösen Ideen spricht sich unter anderm in der wachsenden Fülle frischer Bücher zu diesen Themen aus. Die *«Sehnsucht nach dem Ursprung»* (so der deutsche Titel von *Mircea Eliades* konzentriertem Buch von 1969 über das Erlebnis des Heiligen in der Menschwerdungsgeschichte, *«The Quest»* [1]) bildet hier den kleinsten gemeinsamen Nenner, der zudem auch eine Klärung der Lage des Menschen verheisst. Die Symbolik vermag als Summe aus religiösem Erlebnis und psychischer Erfahrung, aus Völkerglauben und archaischer Gegebenheit den Menschen in seinem An-sich annähernd auszudrücken und ihn gleichzeitig zu lehren, respektgebietende Bedeutung zu sehen in den menschlichen Lebensäusserungen, im Hoffen und Fürchten, in den Ritualen und Sitten. Quest ist Sinnsuche. Wer eine negativ besetzte Voreingenommenheit gegen die Quest-Thematik auslebt, bezeugt noch gerade dadurch deren archetypische Dimension, die in einem Paradox aufscheint: in der Immanenz der Transzendenz. In den Legenden und Symbolen der Quest – Menschheitslegenden, Menschheitssymbole – konkretisiert sich ein Archetypus des kollektiven Unbewussten: Als Pneumatiker bleibe der Mensch durch einen Hauch (Pneuma) des göttlichen Geistes mit dem in der Fülle thronenden Göttlichen vereint; der blosse Psychiker indessen und vollends der in der Materie (Hyle) verstrickte Hyliker erlebe die Gottgeburt nicht.

In der Arbeit mancher und teils traditionsreicher Verlage steht die Quest-Thematik im Zentrum oder bildet mindestens einen Schwerpunkt. Das gilt allen voran für *Eugen Diederichs* (Düsseldorf), der sich seit den Anfängen in der Jugendstilzeit (1896) zu einem der kräftigsten Vermittler östlicher Spiritualität in das Abendland

hinein entwickelt hat. Auch der nur wenig jüngere *Insel-Verlag* ist hier zu nennen; er hat vor kurzem so einschlägige Werke wie eine Studie der amerikanischen Religionshistorikerin *Elaine Pagels* über die gnostischen Evangelien (*«Versuchung durch Erkenntnis»*, 1981) herausgebracht, welche die Meinung vom Ursprung des Christentums in der Religionswissenschaft wie in der christlichen Theologie mit frischen Fragen beunruhigen muss, oder die Darstellung des Grals als eines Symbols sowohl der Quest als auch des erfüllten Lebens von *John Matthews* (*«Der Gral. Die Suche nach dem Ewigen»*, 1981), wo vergleichende Religionswissenschaft, Mythologie, Dichtungsgeschichte und Tiefenpsychologie zusammenwirken. Der schon 1845 gegründete *Verlag Dietrich Reimer* (Berlin) publizierte in letzter Zeit *«Die Metamorphose der Frau. Weiblicher Schamanismus und Dichtung»* von *Wilhelm E. Mühlmann* (1981), einen erweiterten Neudruck des *«Taschenwörterbuchs der Ethnologie»* von *Michel Panoff* und *Michael Perrin* (1982) sowie die vierte, überarbeitete Auflage der *«Grundbegriffe der Ethnologie»* von *Josef Franz Thiel* (1983). Die *«Theorien über primitive Religionen»* des englischen Ethnologen *Edward Evan Evans-Pritchard* (1902–1973), der in Oxford Sozialanthropologie lehrte und aufgrund seiner Feldforschung in Afrika auch über *«Hexerei, Orakel und Magie bei den Zande»* schrieb [2], hat der *Suhrkamp-Verlag* als Taschenbuch herausgebracht (1981) sowie *«Die Religionen der Vorgeschichte»* des französischen Prähistorikers und Paläontologen *André Leroi-Gourhan* (1981). Eine andere zentrale Studie Leroi-Gourhans (eines Kollegen von Claude Lévi-Strauss am Collège de France) heisst *«Höhlenkunst in Frankreich»* [3]; hier deutet er die steinzeitliche Felskunst aus dem späten Paläolithikum (im wesentlichen von 35 000 bis 8000), die er durchaus nicht auf Jagdzauber einschränkt und auch keineswegs als Vorwegnahme der ägyptischen und etruskischen Grabmalerei gelten lässt. Vom *«Wörterbuch der Symbolik»* von *Manfred Lurker* gibt es bereits eine zweite, erweiterte Auflage [4]. Der *Aurum-Verlag* schliesslich, im «Haus zum Pilgerstab» in Freiburg im Breisgau daheim, ist vorwiegend eine Freistatt für Werke, die sich mit christlicher Spiritualität und Esoterik befassen; doch findet auch andere Transzendenzerfahrung ein Zuhause, wie etwa die aztekische Schau von Weltschöpfung und Weltzerstörung in der Symbolsprache Altmexikos in *«Der Gott Federschlange und sein Reich»* von *Daisy Rittershaus* (1982).

II.

Evans-Pritchard hielt in seiner 1965 veröffentlichten Untersuchung *«Theories of Primitive Religion»* die psychologischen und die soziologischen Lehrmeinungen als zwei gesonderte Stränge methodisch streng auseinander [5]. Seine Analyse der psychologischen Herleitungen der Religion setzte mit dem Franzosen de Brosses ein, einem Zeitgenossen Voltaires; de Brosses hatte die Religion aus dem Fetischismus hervorgehen lassen; der Fetischismus habe sich zum Polytheismus und der Polytheismus zum Monotheismus entwickelt. De Brosses entgegengesetzt waren die vor allem in Deutschland heimischen Naturmythen-Lehren und

später die Theorie eines Urmonotheismus, deren Vorkämpfer Wilhelm Schmidt (1868–1954) zusammen mit seiner Wiener Schule der Völkerkunde die ursprüngliche Verehrung eines Hochgottes lehrte. Religion als soziale, objektive, von Individuen unabhängige Gegebenheit ist aber auch ein Studienthema der Soziologie. Der Leser der *«Theorien über primitive Religionen»* wundert sich mit Recht, dass der Name Mircea Eliade im ganzen Buch kein einziges Mal aufscheint.

Eine Erlebnisform des Heiligen von archaischer Eindrücklichkeit ist der Schamanismus. Ihm nähern sich ausser dem Buch von *Wilhelm Mühlmann*[6] noch manche neue Werke, etwa *«Schamanen. Zauberer, Medizinmänner, Heiler»* von *Joan Halifax*[7] oder *«Die Schamanen. Jagdhelfer und Ratgeber, Seelenfahrer, Künder und Heiler»* von *Hans Findeisen* und *Heino Gehrts*[8]. Der Schamane («Asket» und «Zauberer») weiss Pfade zu den Geistern und zu den Seelen der Abgeschiedenen. Er sichert so die notwendige Verbindung zur andern Seite hin. *«Jeder Schamane weiss, dass der Tod alles mit Leben erfüllt.»* Der Schamane sendet die eigene Seele aus zur Seelenreise, lässt dann die Dämonen wie die Toten von sich selbst Besitz ergreifen und übt in solchem Zustand von Ekstase und Besessenheit unter sorgfältigster Wahrung von Ritualen Magie und Mantik aus. Meist männlich, tritt der Schamane doch überwiegend wie die Schamanin (die spätere Hexe) in Frauenkleidern auf. Wilhelm Mühlmann schildert anhand breitester Materialien aus vielen Kulturen den weiblichen Schamanismus und deckt seine Spur in der Dichtung auf. Neues Licht fällt so auf Isolde und Cundry, auf Mephisto als Phorkyade (Faust II), auf die Lorelei, auf Freyja, auf Eurydike und Helena; ein eigener Abschnitt behandelt Annette von Droste-Hülshoff als mantische Dichterin. Obwohl als ethnologische Studie konzipiert und von einem fachwissenschaftlichen Verlag von weit über hundertjährigem gesichertem Ruf gedruckt, ist diese Zusammenschau des weiblichen Schamanismus auch für interessierte Laien ein Speicher voll faszinierender Belehrung.

In der Nachbarschaft solcher Erfahrung stehen nun auch die Vorgänge in den zwei Büchern des Italo-Amerikaners *Vincent Crapanzano «Die Hamadsa»*[9] und *«Tuhami. Porträt eines Marokkaners»*[10]. *«Die Hamadsa»* ist eine ethnopsychiatrische Studie. Sie untersucht in lebendigster Vergegenwärtigung eine marokkanische Sekte, deren Gottesgewissheit dem Sufismus, also der islamischen Mystik, zugehört. Ihr Zentrum ist Meknes, wo Crapanzano die Bruderschaft der Hamadsa als eine durch ihr religiöses Bundesgefühl vereinigte therapeutische Gemeinschaft erlebt hat. Crapanzano schildert ausführlich die Lebensweise der Eingeweihten in den Dörfern und in Meknes, bevor er die dort ausgeübten Heilmethoden erläutert und die verblüffenden Heilerfolge (etwa bei Besessenheit durch Selbstzerfleischung) zu erklären sich anschickt. Tanz und Trance, Musik und Ritual, Abreaktion und Katharsis sind Voraussetzungen dieser Therapie und damit auch der Schlüssel des Verständnisses. Die Bruderschaft ist nur locker organisiert. Die Hamadsa kommen meist aus der Klasse der Ungebildeten. Die Alphabetisierung wird gewiss auch dieses in der Gotteserfahrung gründende thera-

peutische Mysterium bald endgültig kaputtmachen.

III.

Der Name *Mircea Eliade* ist im Kulturbewusstsein der Welt untrennbar mit gewichtigen Forschungsergebnissen auf den Gebieten Religionsgeschichte und Religionsphilosophie verbunden. Der gebürtige Rumäne (1907 in Bukarest geboren) legte bereits mit seiner Dissertation über den Yoga die allgemeine Richtung seines Lebensauftrags vor: «*Essai sur les origines de la mystique indienne*» (Paris 1936); die Materialien hatte Eliade zwei Jahre hindurch in den Ashrams des Himalaya-Gebiets eingesammelt. Eliade lehrte dann an der Universität Bukarest Geschichte der indischen Philosophie und allgemeine Religionsgeschichte, wurde 1938 in politische Haft genommen und war 1940 Kulturattaché an der Rumänischen Botschaft in London und später in Lissabon.

Von 1945 an wohnte Eliade in Saint-Cloud bei Paris. In diese Zeit fällt die Niederschrift der ersten Gruppe fundamentaler Werke, von denen die meisten auch ins Deutsche übersetzt sind: «*Traité d'histoire des religions*» (1949), «*Le mythe de l'éternel retour*» (1949) [11], «*Le chamanisme et les techniques archaiques de l'extase*» (1951) [12], «*Images et symboles*» (1952), «*Le Yoga. Immortalité et liberté*» (1954) [13]. In «*Forgerons et alchimistes*» (1956) [14] zeigt Eliade, in welcher Weise Höhle, Metallurgie und Schmiedekunst, Höhle, Mystik und Alchimie zusammengehören. Göttliche Schmiede galten als Kulturbringer in mythischer Zeit; in die stillen Wachstumsgesetze der Natur eingeweihte Alchimisten verhalfen in der Abgeschlossenheit ihrer Laboratorien den unwilligen Elementen zu verwunderlichen Hochzeiten. Hierin liegt der sakrale Charakter von Schmiedekunst und Alchimie begründet. Weit und tief in die Geschichte der religiösen Ideen der gesamten Menschheit ausgreifend, erkennt Eliade manche Parallelen des magischen Denkens und des religiösen Erlebens, die Schmiede wie Alchimisten aller vier Himmelsrichtungen praktizieren. Eine eigens für eine breitere deutschsprachige Leserschaft entworfene Einführung in seine religionswissenschaftlichen Erkenntnisse hat Eliade 1957 erscheinen lassen: «*Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*» [15].

Seit 1956 ist Eliade Professor für Religionswissenschaft in Chicago. Die bedeutendsten Bücher aus der amerikanischen Epoche tragen die Titel «*Birth and Rebirth*» (1958), «*Aspects du mythe*» (1963), «*From Primitives to Zen*» (1967) [16], «*La nostalgie des origines*» (1970). Eliades vergleichende, auch tiefenpsychologisch orientierte Erforschung der religiösen Mythen und Symbole und der Hierophanien führt zum Teil Rudolf Ottos Arbeit fort, zeigt aber auch Verbindung zu Einsichten von Walter F. Otto.

Das Opus Magnum, die Summe von Eliades religionswissenschaftlicher Forschung aus fünf Jahrzehnten, ist seine mehrbändige «*Histoire des croyances et des idées religieuses*», die ab 1976 erscheint und trotz der fortschreitenden Erblindung und der Arthritis der Vollendung entgegengeht. Der *Verlag Herder* (Freiburg im Breisgau) hat sich um die deutsche Ausgabe dieses Standardwerks hochverdient gemacht; sie heisst «*Geschichte der religiösen Ideen*».

Band 1 *(«Von der Steinzeit bis zu den Mysterien von Eleusis»)* kam 1978 heraus, Band 2 *(«Von Gautama Buddha bis zu den Anfängen des Christentums»)* im folgenden Jahr; von Band 3 *(«Von Mohammed bis zum Beginn der Neuzeit»)* ist soeben Teil 1 erschienen. Noch steht der Schlussband (3, 2) aus, der über die Entfaltung des Hinduismus, das mittelalterliche China, die japanischen Religionen, die archaischen und traditionellen Religionen Amerikas, Afrikas und Ozeaniens belehren wird; hier will Eliade auch *«den Versuch einer Analyse der religiösen Kreativität in den modernen Gesellschaften»* unternehmen.

Eliade zeigt, dass sich die Menschheit für die Erfahrung des Heiligen nicht erst in einem langwierigen Evolutionsprozess aufgetan hat, sondern dass feste Strukturen für diese Erfahrung im menschlichen Bewusstsein vorgegeben sind: der Mensch als betendes Wesen[17]. Seine *«Geschichte der religiösen Ideen»* folgt dem historischen Wandel der im Menschen angelegten Grunderfahrung des Numinosen, birgt also eine Phänomenologie des Göttlichen.

Zu dieser *«Geschichte der religiösen Ideen»* gibt es noch den Band *«Quellentexte»;* er beruht auf einer frühern, oben erwähnten Publikation Eliades *(«From Primitives to Zen. A Thematic Sourcebook of the History of Religions»)* und vermag das Studium des Dreibänders zu beleben und zu vertiefen. Die *«Quellentexte»* heben an mit den schriftlosen Völkern und vereinigen sowohl abgelegene als auch «klassische» Dokumente der Erfahrung des Heiligen.

Mit der *«Geschichte der religiösen Ideen»* liegt (wie *«Le Figaro»* schrieb) *«ein Inventar aller Weisen vor, wie die Menschen ihre Götter aufgefasst haben, um dem Leben und der Welt einen Sinn zu geben»*. Nicht um Theologie geht es also, sondern um Theophanie, nicht um die Erforschung des Verhältnisses des Menschen zu Gott, sondern um die Manifestationen des Heiligen. Religiosität hat soziokulturelle Voraussetzungen, verbindet sich mit den fundamentalen Akten des Menschen (Zeugung, Arbeit, Ernährung, Heirat, Tod) und folgt historischen Rhythmen und deren Archetypen (worunter Eliade, abweichend von C. G. Jung, beispielhafte Vorbilder versteht): die Jägerkulturen dem Tier, die Ackerbaukultur der Fruchtbarkeit, die Stadtkultur der Macht. Die Struktur religiöser Phänomene steht in einem historischen Zusammenhang. Es gibt – so Eliade – keine vollständig profane Existenz, trotz aller Götterdämmerungen, trotz aller Theologien ohne Gott. Das ist seine Antwort auf die Frage, *«wie der Mensch die Schrecken der Geschichte erträgt»*.

Dominik Jost

[1] Suhrkamp 1974. – [2] Suhrkamp 1980. – [3] Lübbe 1981. – [4] Kröner 1983. – [5] Suhrkamp 1981. – [6] Reimer 1981. – [7] Insel 1983. – [8] Diederichs 1983. – [9] Klett-Cotta 1981. – [10] Klett-Cotta 1983. – [11] «Kosmos und Geschichte. Der Mythos der ewigen Wiederkehr», Insel 1984. – [12] «Schamanismus und archaische Ekstasetechnik», Suhrkamp 1975. – [13] «Yoga. Unsterblichkeit und Freiheit», Insel 1977. – [14] «Schmiede und Alchemisten», Klett-Cotta 1980. – [15] Rowohlt 1957. – [16] «Geschichte der religiösen Ideen. Quellentexte», Herder 1981. – [17] Alister Hardy: «Der Mensch – das betende Tier. Religiosität als Faktor der Evolution», Klett-Cotta 1979.